

Lesen wollen die Menschen trotzdem

Chirikure Chirikure, der bekannteste Dichter Simbawes, über Zensur, Verrat und Inspiration

INTERVIEW: TIM NESHTOV

Chirikure Chirikure wurde 1962 in einem Dorf in Südsimabwe geboren. Heute leben dort seine Eltern, die bei der jüngsten Wahl gezwungen wurden, für die Partei des Autokraten Robert Mugabe zu stimmen. Chirikure schreibt in seiner Muttersprache Shona (auch die Muttersprache Mugabes) und trägt seine Gedichte zur Zupfmusik vor. Zuletzt ist er auf mehreren Festivals in Europa aufgetreten und hält sich derzeit in Deutschland auf.

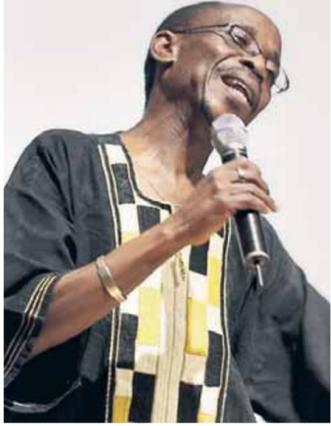
SZ: Der simbabwische Prosaiker Brian Chikwava sagte einmal, Simabwe sei „eine Geschichte, die man umschreiben müsste“. Welche Geschichte würden Sie erzählen, wenn Simabwe ein Buch wäre und Sie dessen Autor?

Chirikure Chirikure: Einen Plot müsste ich mir erst einfallen lassen, aber ich würde die Stimmen jener Menschen hörbar machen, die man heute nicht hört. Etwa die der älteren Menschen auf dem Land. Sie haben Geschichten zu erzählen, die aus literarischer Hinsicht interessant sind, denn diese Omas und Opas müssen ihren Lebensabend mit einer großen Frage verbringen: Wieso haben wir zugelassen, dass aus Robert Mugabe, einem Helden des Unabhängigkeitskampfs, der Mugabe wurde, der uns heute regiert?

In einem Gedicht (auf Deutsch erschienen im Wunderhorn-Verlag 2011) beschreiben Sie, wie Ihre Mutter sich zur Kolonialzeit „in den schweren, rülpenden, trockenen Staubwolken“ abarbeiten musste, um „den Weg zur Zukunft der hungernden Familie zu jäten“. Am Ende fragen Sie: „Mutter, nach all dem Blinkern und Husten, all dem Ringen nach Luft, soll deine zerschlagene, erschöpfte Seele weiter Rauch, Staub und Tränengas atmen?“

Meine Mutter wurde 1939 geboren, mein Vater um 1925 herum. Sie waren beide Dorflehrer und haben alles erlebt, Elend, Erniedrigung durch die Kolonialbeamten, Verzweiflung – und die uferlose Freude, als Mugabe 1980 Ministerpräsident wurde. Dann aber kam es wie in der Geschichte mit dem Frosch im heißen Wasser. Diese Generation hat die Gefahr erst gemerkt, als es bereits zu spät war. Und natürlich wollten sie es lange nicht wahrhaben – wie in einer Beziehung, in der ein Partner fremdgeht. Heute müssen sie sich von Mugabes Milizburschen erklären lassen, welche Partei sie zu wählen haben. Es ist traurig, wenn alte Menschen drangsalieren werden und dabei noch wilde Beeren essen müssen, um nicht zu verhungern.

Sie dokumentieren diesen Verrat am Traum einer Generation in Ihren Gedichten. In einem Gedicht empfehlen Sie Mu-



„Dann kam es wie in der Geschichte mit dem Frosch im heißen Wasser“: Chirikure Chirikure bei einem Auftritt in Bonn. FOTO: HERBY SACHS

gabe, „dem ritterlichen Sohn der Revolution“, einfach zurückzutreten. Geht es Ihrem Verleger in Harare gut?

Den Verlag gibt es nicht mehr. Mein letztes Buch in Simabwe ist vor zwölf Jahren erschienen, seitdem werde ich nur noch im Ausland gedruckt, vor allem in Südafrika in englischer Übersetzung. Dafür gibt es zwei Gründe. Erstens liegt es an der Zensur und der Selbstzensur, die in jeder Autokratie den Büchermarkt prägen. Zweitens gibt es bei uns keinen richtigen Büchermarkt mehr, er wurde durch die ewige Wirtschaftskrise ruiniert. Die Menschen kaufen keine Bücher, denn sie müssen Lebensmittel kaufen. Lesen wollen sie natürlich trotzdem weiter, das ist ein menschliches Bedürfnis. Deswegen gibt es einen florierenden Schwarzmarkt für Literatur. Bücher werden in Raubkopie auf erbärmlichem Papier nachgedruckt und zu Spottpreisen auf der Straße feilgeboten, auch meine Bücher. Das ist sehr alarmierend.

Kann man das nicht auch positiv sehen? Ohne diesen Schwarzmarkt würden Sie ja Ihre Leser heute gar nicht erreichen.

Ja, so kann man das wohl auch sehen. Was die Literaturpiraten aber nicht sehen wollen: In Simabwe müssen auch Schriftsteller irgendwie ihre Familien ernähren.

Was ist Schatten? Nichts als gestohlenen Licht. Nichts als verneintes Licht

Wie ernähren Sie denn Ihre Familie?

Ich habe drei Kinder, ein Sohn hat seinen Abschluss in Sozialwissenschaften in Südafrika gemacht und ist nun arbeitslos. Ich habe bis 2002 als Lektor und Verleger gearbeitet, dann als Kulturverantwortlicher bei einer Entwicklungsorganisation. Ich schreibe Liedertexte für Musiker, organisiere internationale Literaturfestivals, kürzlich war ich Stipendiat des Berliner Künstlerprogramms des DAAD. Eine wichtige Einnahmequelle sind meine Performances zur Mbira-Musik und die Studioaufnahmen.

Performen – das dürfen Sie?

Ja. Nach meinen Auftritten haben zwar unbekannte Typen schon mal meine Kinder auf dem Schulweg belästigt, die Reifen meines Autos wurden durchstochen. Man hat mich in der Pause auf der Toilette eingesperrt. Aber ich habe kein Auftrittsverbot in Simabwe.

Eines Ihrer Gedichte heißt „Gestohlenen Licht“. Es geht um die Chimanimani-Berge, deren Gipfel immer von Nebel bedeckt sind, so dass sie ihren eigenen Schatten nicht sehen können. „Nur, wie kann man an ihren Schöpfer appellieren / Wenn Schatten nichts als gestohlenen Licht sind? / Wenn Schatten nichts als verneintes Licht sind?“ Fühlen Sie sich wohl in Simabwe?

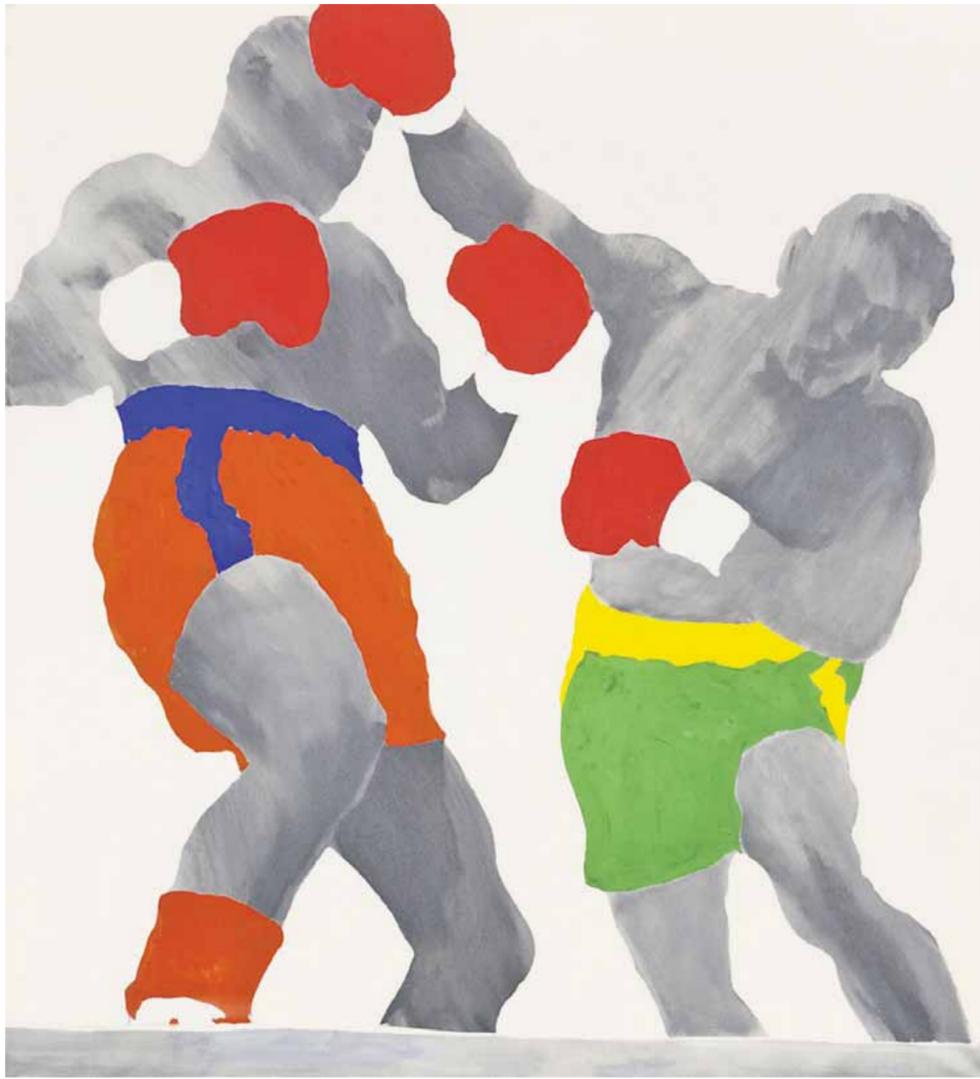
Ich brauche meine Heimat, um zu schreiben. Auslandsaufenthalte helfen manchmal, Erlebtes besser zu sortieren. Aber meine Inspiration sind die Menschen vor Ort.

Warum schreiben Sie auf Shona? Das ist zwar die Mehrheitssprache in Simabwe, aber preisgekrönte Autoren aus Ihrer Heimat, wie NoViolet Bulawayo oder Brian Chikwava, schreiben auf Englisch, und auch Sie würden auf Englisch wohl ein größeres Publikum erreichen.

Meine Gedichte kommen zu mir auf Shona. Ich träume auf Shona. Vieles wird früher oder später ins Englische übersetzt. Und wenn nicht: Jedes Gedicht lebt sein eigenes Leben, unabhängig vom Publikum.

Hat Ihr Name eine Bedeutung?

Chirikure heißt „weit weg“. Chirikure Chirikure kann man übersetzen als: „Was weit weg ist, ist weit weg.“ So weit weg, dass du es nicht anfassen kannst.



Konrad Luegs Bild „Boxer“ entstand 1964 ein Jahr nach der ersten Düsseldorfer Schau in deren Geist. Die aktuelle Ausstellung präsentiert leider nur Reproduktionen der Gemälde.

ABB: VG BILD-KUNST, BONN 2013 | FOTO: VG-BILDKUNST: DANIELA STEINFELD

Aufblasen! Platzen lassen! Pop

Eine Düsseldorfer Schau zur Kunst des „Kapitalistischen Realismus“

Es gibt Ausstellungen, die kaum jemand gesehen hat und die doch berühmt geworden sind. Wie zum Beispiel „Leben mit Pop“ in Düsseldorf, eingerichtet im Oktober 1963 von zwei jungen, unbekanntenen Künstlern in der Altstadt, sie machte auch das „Möbelhaus Berges“ zu einem feststehenden Begriff der rheinischen Kunstgeschichte. Bestenfalls 150 Besucher zählte jene „Demonstration des Kapitalistischen Realismus“, als welche Konrad Lueg und Gerhard Richter ihren Auftritt im Untertitel deklarierten. Gleichwohl gilt die Schau als Meilenstein der Selbstfindung einer westdeutschen Pop Art.

Eine klar umrissene Kunstrichtung oder eine Künstlergruppe bezeichnet der „Kapitalistische Realismus“ nicht. Die ironisch-dadaistische Wortschöpfung lässt sich am ehesten aus der Biografie Richters herleiten. Der gebürtige Dresdner hatte den Realismus sozialistischer Prägung noch eigenhändig in Wandbildern praktiziert, bevor er 1961 als Student an die Düsseldorfer Kunstakademie kam.

Dort zog ihn nicht nur die Rakelmalerei seines Professors K.O. Götz dauerhaft in den Bann. Selbst Performance und Happening forderten ihn in seiner Frühzeit heraus. Namentlich das „Festum Fluxorum Fluxus“ im Februar 1963 in der Aula der Düsseldorfer Akademie rief bei Richter tiefe und widersprüchliche Eindrücke hervor. Der aktionistische Furor von Maciunas, Paik und Co. wirkte auf Richter zwar destruktiv, ja zynisch, zugleich aber erahnte er darin doch auch einen besonderen „Freiheitsimpuls“. Diesem ging er so gleich mit dem jüngeren Künstlerkollegen Konrad Lueg nach (der sich kurze Zeit später mit seiner Galerie Konrad Fischer einen Namen machen sollte); beide ließen aus ihren Erfahrungen mit der neuen Kunst ihre

denkwürdige Ausstellungs-Performance im „Haus der Möbel“ hervorgehen. Im Obergeschoss des Geschäfts durchquerte man ein „Wartezimmer“ mit Zeitungen, einigen wenigen Gemälden der beiden Künstler sowie lebensgroßen Figuren aus Pappmaché des amerikanischen Präsidents John F. Kennedy und des Galeristen Alfred Schmela. Dahinter hatten Lueg und Richter ein „Wohnzimmer“ eingerichtet, in dem sie Couch, Sessel und Beistelltischchen auf Sockeln platzierten und einen Fernseher mit der „Tagesschau“ laufen ließen. Das Duo machte es sich in dem Wohnzimmer bequem und stellte sich somit selbst aus. Vierzehn Tage lang öffnete sich nachmittags die Schau, deren Einladungskarte mit einem Luftballon nebst Gebrauchsanweisung versehen war: „1. Aufblasen! 2. Platzen lassen! Geräusch beachten! Pop.“ Ein eigener Programmpunkt bestand in einer Künstlerführung durch die einzelnen Abteilungen des Kaufhauses.

Leihgaben sind zu teuer, also zeigt man einfach billige Kopien

Anhand von Dokumenten, Briefen, Zeitungsartikeln sowie wandgroßen Fotografien spürt die Kunststube Düsseldorf jetzt der Vorgeschichte des „Kapitalistischen Realismus“ und seinem kurzen Fortleben mit einer „Reproduktion“ der Schau nach. Zum ersten Mal erprobten Richter und Lueg im Verbund mit den Malern Sigmar Polke und Manfred Kuttner im Mai 1963 die provokative Parole in einer Off-Space-Ausstellung in einer leerstehenden Düsseldorfer Metzgerei. In der Einladung war auch von „imperialistischem“ Kapitalismus die Rede, von „Antikunst“, „Neuem Vulgarismus“ und „Junk Culture“. Auch diese Schau war alles andere als ein Blockbuster.

Die Erinnerung an eine Ausstellung wie jene in der Düsseldorfer Kunststube braucht Ideen, zumal sich die Informationen, wenn auch nicht atemraubenden Archivalien müheles auch im Seitenlichtsaal versammeln ließen. Plausibel ist die Idee, die Dokumente durch Bilder der vier Maler zu ergänzen, die das Wirtschaftswunder und seine gesellschaftlichen seine Begleiterscheinungen jeweils auf ihre Weise bespiegelten. Doch allein die Versicherungskosten für die Werke eines Gerhard Richter hätten die Möglichkeiten der Kunststube nach eigener Auskunft bei weitem überstiegen. So verzichtete man durchgehend auf jene Malerei, aus der die Künstler ihr Kapital geschlagen hatten. Die Ausstellung muss ohne Kunst auskommen – sieht man von einigen Multiples ab und den Aperçus filmischer Fundstücke von Christopher Williams, die einen bahnbrechenden Blick auf den einstigen rheinischen „Realismus“ aber auch nicht eröffnen.

Stattdessen flankieren maßstabsgetreue Fotografien der Gemälde von Richter, Polke, Lueg und Kuttner die kleinen Dokumente in den großen Räumen. Das ist eine ganz und gar belanglose Lösung – wer möchte sich schon billige Kopien anschauen? Auch die Skulpturen von Kennedy und Schmela hat sich die Kunststube einfach selbst gebastelt. All das gleicht eher einem potemkinschen Dorf als einer Reproduktion. Man kann nur hoffen, dass diese Praxis nicht Schule machen wird. Schmerzlich ist weniger das Fehlen der Originale als vielmehr der Mangel an Originalität im Umgang damit.

GEORG IMDAHL

Leben mit Pop. Eine Reproduktion des Kapitalistischen Realismus, Kunststube Düsseldorf, bis 29. September. Info: www.kunststube-duesseldorf.de

SCHAUPLATZ MAILAND

„Fa caldo.“ Nach zwei kühleren Tagen brennt in Mailand wieder die Sonne. „Fa caldo“, sagt der Rentner. „Heiß ist es.“ Der Mann sitzt auf einer schattigen Bank des Parco Sempione gleich hinter dem Castello Sforzesco. Auf den Wiesen des Parks sonnen sich Touristen. Hier und da lagern Gruppen von ausländischen Einwanderern: Südamerikaner, Philippinen, Marokkaner. Es tut sich nicht viel in Mailand in diesen Tagen.

Nur in einem vielbesuchten Ort ist es angenehm kühl – in den kommunalen Museen des Castello Sforzesco. Bei freiem Eintritt lässt sich keine Reisegruppe den Besuch entgehen. Die mächtige Anlage, halb militärische Festung, halb repräsentative Villa, ließ sich Francesco Sforza im 15. Jahrhundert errichten. Später zerfiel sie. Der Architekt Luca Beltrami hat sie an der Wende zum 20. Jahrhunderts in einem historisierenden Stil wieder aufgebaut. Beltrami entdeckte auch einen Saal mit einer Deckenmalerei, bei der kunstvoll miteinander verschlungene Zweige die Illusion eines Raumes im Freien erzeugen.

Die Kunstgeschichte schreibt diese Arbeit heute Leonardo da Vinci zu, der hier um 1498 gewirkt haben soll. Von September an soll jetzt der Raum von Experten aus Florenz restauriert und auch die Decken von späteren Übermalungen befreit werden. Doch bei Vorarbeiten auch an den teilweise mit schwarz-weißen Mustern bedeckten Wänden wurden mit Infrarotstrahlen Unterzeichnungen entdeckt. Die lassen auf eine weitere Ausmalung schließen und erinnern an Skizzen aus dem Codex Atlanticus von Leonardo. An einigen Stellen wurde jetzt der Putz abgetragen. Was man dort über die Absperrungen hinweg erkennen kann, scheint nicht mehr als der Schatten von Malspuren zu sein. Die Touristen halten ihre Kameras und Smartphones hoch und fotografieren eifrig das Geschehen. Bald wird man mehr wissen.

Es tut sich einiges im Castello Sforzesco. Für die Pietà Rondanini, Michelangelos letzte, unvollendete Arbeit, die bislang hinter einer eleganten Nische aus den Fünfzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts gezeigt wurde, soll in den Räumen des sogenannten spanischen Hospitals der Anlage eine neue, repräsentative Aufstellung gefunden werden. Denn das Castello wird in den nächsten Monaten im Mittelpunkt stehen, wenn Italien die Ratspräsidentschaft in der Europäischen Union übernimmt und von der Wirtschafts- und Finanzmetropole Mailand aus Regie geführt werden soll. Ein Jahr später kommt die Weltausstellung, und im Castello soll dann das Info-Zentrum dafür eingerichtet werden. Vielleicht täuscht die Mailänder Ruhe in diesen Tagen. Vielleicht hält die Stadt einfach nur kurz einmal die Luft an.

HENNING KLÜVER

Familienarchiv: Neues über Kaspar Hauser

Das im Nürnberger Stadtarchiv jüngst erschlossene Familienarchiv der Tucher hat neue Details zum Findelkind Kaspar Hauser preisgegeben. Bislang war unbekannt, dass der rätselhafte Jugendliche bei Susanna Maria von Tucher untergebracht war, die ihrem Sohn in Briefen darüber berichtete. Neben zahlreichen Textdokumenten gehören zum Tucher'schen Familienarchiv von Schloss Leitheim auch Karten, Dichtungen, Zeichnungen, Pläne und Visitenkarten aus den Jahren 1380 bis 1956. DPA

Filmpreis für Klaus Stanjek

Der Dokumentarfilmer Klaus Stanjek erhält in diesem Jahr den William Dieterle Filmpreis der Stadt Ludwigshafen. Die mit 7500 Euro dotierte Auszeichnung werde ihm für seinen Film „Klänge des Verschweigens“ verliehen. Stanjek erzählt darin die Lebensgeschichte des Sängers und Pianisten Wilhelm Heckmann, der in der Nazizeit wegen seiner bisexuellen Orientierung in Konzentrationslagern inhaftiert war. Zu den bisherigen Trägern des Preisens gehören Fatih Akin und Andreas Dresen. DPA

Es lebe der Belcanto

Das Opernfestival in Gioachino Rossinis Geburtsort Pesaro lässt sich trotz Krise und Sparzwang den Spaß an Aufführungsqualität nicht verderben

Krise? Welche Krise? In Pesaro will einem dieser modische Sarkasmus nicht aus dem Kopf. Scheinbar unberührt vom italienischen Gesamtchaos und staatlich verordneter Kultur-Rasur vollzieht sich hier in jedem August das Ritual der Rossini-Pflege, bei dem lokale Schickleria, internationales Fachpublikum und Musik liebende Adria-Urlauber der älteren Generation sich zu einer Kolonie der Melomanen vereinen. Sie sind Darsteller eines Sommertheaters, das nicht nur dem in Pesaro geborenen Komponisten, sondern nebenbei auch dem vierzig Kilometer entfernt zur Welt gekommenen, großen Federico Fellini alle Ehre macht. Außerdem wurde hier in mehr als drei Jahrzehnten maßgebliche Arbeit für die Erschließung und Neubewertung des Rossini-Cuvres geleistet. Und obwohl das Festivalpublikum mehrheitlich „konservativer als der Ku-Klux-Klan“ ist, wie es im Bologneser Blatt *Il Resto del Carlino* hieß, hat man in jüngerer Zeit sogar Wagemut bei den Inszenierungen bewiesen.

Sparzwänge sind auch hier seit Jahren zu beklagen. Stammgäste erinnern sich wehmütig, dass das Galabuffet im Palazzo-

Innenhof eines der Hauptsponsoren früher nicht nur nach der Eröffnungspremiere, sondern an drei Abenden ausgerichtet wurde. Aber wo eine so opulente, glänzend besetzte Aufführung des „Guillaume Tell“ noch stattfinden kann, wie in der scheußlichen, aber hinreichend geräumigen „Adriatic Arena“ vor den Toren Pesaros, dürfte der wahre Belcanto-Freund zwei weitere Portionen Spanferkel und Schwertfischcarpaccio leicht verschmerzen.

Für den jungen Dirigenten Michele Mariotti war es ein dreifaches Heimspiel, ist er doch in Pesaro aufgewachsen, Sohn des Festivalgründers Gianfranco Mariotti und Chef des gastierenden Orchestra del Teatro Comunale di Bologna. Aber der Applaus, schon nach der Ouvertüre aufbrandend und sich später zu Ovationen steigend, hat handfestere Gründe: Hier wirkte ein Köhner, der Rossini letzte, komplexeste Opernpartitur (ungekürzt) klangbewusst und spannungsvoll bis in die Feinheiten ausleuchtete, in engstem Kontakt zu Sängern und Bühnengeschehen, mit souveräner Umsicht und leidenschaftlichem Engagement.

Der Regisseur Graham Vick, der die Pesaro-Gemeinde zuletzt mit einem als Bin Laden verkleideten „Mosè in Egitto“ geschockt hatte, zügelte diesmal seinen britischen Humor, doch war die riesige, schablionierte Achtundsechziger-Faust auf dem Vorhang nicht ohne Witz. Er inszenierte das französische Libretto über den Freiheitskampf der Schweizer als mitreißen-peddels Revolutionsdrama, etwas unmotiviert ins frühe XX. Jahrhundert verlegt, aber in stimmiger Balance zwischen Pathos, Senti-

Juan Diego Flórez sang so makellos wie ausdrucksstark

ment und gemäßigter Folklore, angedeutetem Naturalismus und mild ironischer Stilisierung. Überflüssig wirkte die Rahmenfiktion von Filmdreharbeiten, dafür überzeugten Personenführung und Massenszenen, und die Längen bei den Tanzeinlagen wurden dazu genutzt, die dekadente Habsburger-Gesellschaft giftig zu karikieren.

Juan Diego Flórez als Arnold Melthal, hin- und hergerissen zwischen schweizerischer Solidarität und der Habsburgerprin-

zessin Mathilde, sang die schwierige Tenorpartie so makellos wie ausdrucksstark, und Marina Rebeka als seine Geliebte lief mit schlankem, metallischem Sopranklang die Beeinflussung Rossinis durch den französischen Stil hörbar werden. Nicola Alaimo, ein Bär von einem Tell, beeindruckte ebenso wie Amanda Forsythe als dessen Sohn Jemmy, alle Nebenrollen waren bestens besetzt, der Chor des Teatro Comunale di Bologna zeigte sich in Hochform. So wurden vereinzelte Buhs aus der Ku-Klux-Klan-Ecke gegen die Regie, auch vom frenetischen Schlussbeifall übertönt.

Bei „L'Italiana in Algeri“, der diesjährigen Eröffnung im Teatro Rossini, war es umgekehrt – nicht ganz zu Unrecht. Rossini erste Buffa, vor 200 Jahren in Venedig uraufgeführt, ist in Davide Livermores videogestützter Version zur Mischung aus Wüstenfarce und Sexy-Sixties-Revue mutiert, die ein Gag-Repertoire von James Bond bis Courrèges, von Monty Python bis zum Comic-Trash durchspielt, mit Zeitschriften-Projektionen das italienische Frauenbild der Sechzigerjahre in Erinnerung ruft und die „Bella Italia“-Verklärung

durch TV-Schnipsel von damals konterkariert. Das ist öfters sehr lustig, verhindert aber das Changieren zwischen derbem Scherz und lyrischer Empfindsamkeit, das dieses Genre bei Rossini auszeichnet.

Bey Mustafa (sängerisch in Bestlaune: Alex Esposito) ist ein arabischer Ölscheich, dem die Italienerin Isabella per Flugzeugabsturz ins Wüstendorf zueilt. Anna Goryachova, mit füllig-geschmeidigem Koloraturmezzo, holte in allerlei lasziven Outfits das erotische und komödiantische Maximum aus ihrer Rolle heraus, wurde aber an lautstarker Brillanz von Mariangela Scialla Elvira übertroffen. Yijie Shi als Lindoro stemmte zwar die Höhen, ließ aber Schmelz und „italianità“ vermissen. Das Bologneser Orchester spielte unter José Ramón Encinar eher brav, und der „organisierte Wahnsinn“ (Stendhal) am Schluss des ersten Aktes blieb im Rahmen ausgelassener Partystimmung.

Seine Rossini-Inszenierungen setzten Maßstäbe: Jean-Pierre Ponnelle, vor 25 Jahren gestorben, hatte ein Jahr vor seinem Tod „L'occasione fa il ladro“ herausgebracht, den frühen Einakter, der zu Leize-

ten Rossinis sein beliebtester war. Sonja Frisell, Ponnelles damalige Assistentin, ist nun verantwortlich für die Wiederaufnahme dieser Kostbarkeit. Wie Ponnelle in unbefangener historisierender Manier, mit den augenzwinkernd zur Schau gestellten Mitteln des alten Maschinen- und Kulissentheaters die Figuren zum Leben erweckt und amutig gegeneinander ausspielt – das entfaltet noch immer einen Zauber, gegen den die meisten heutigen Regie-Ideen schwerfällig und angestrengt wirken.

Doch auch diese Verwechslungskomödie um zwei Paare samt Onkel und drahtziehendem Diener, ein charmanter Nichts, lebt zuerst Linie von der Musik – da aber ließ das „Orchestra Sinfonica G. Rossini“ unter der auf Präzision bedachten Taiwanesischen Yi-Chen Lin Wünsche offen. Sängerisch entzückten vor allem Elena Tsallagova als Berenice und Viktoria Yarowaya als Ernestina. Es lebe der Belcanto, viva Rossini, und das Festival von Pesaro lebt sowie so weiter. Wer weiß, ob nicht der „Liberté“-Schlusschor des „Tell“ sogar das von Berlusconi eingefischerte Italien auf die Barrikaden rufe. KRISTINA MAIDT-ZINKE